

Kultur- und Zeitfragen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **18 (1938-1939)**

Heft 4

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Kultur- und Zeitfragen

Festspiele in Zürich / dem „Aber-Bayreuth“.
Dr. Beidler. / Hans von Wolzogen.

Zürich ist Agh für Wagners Gedankengut. —
 Bayreuth zog Wagner auf die andere Seite der
 Barrikade hinüber.

Dr. Franz W. Beidler (29. Mai 1938).

Gewiß! Zürich ist in Wagners Leben eine der allerwichtigsten Städte. Ohne das hier und im nahen Luzern leid- und freudvoll Erlebte wären „Tristan“, „Ring“, „Parsifal“ wohl nicht vollendet worden. Nicht nur Zürcher müßte es mit Ent- rüstung erfüllen, wenn diese Bedeutung ihrer Stadt verkannt oder totgeschwiegen würde. Geradezu traurig berührt es, wenn einer der sonst besten Kenner Wagners, sein Schwiegersohn H. St. Chamberlain, offenbar aus Lust am Paradoxen be- hauptete, Rio de Janeiro sei für die Entstehung von „Tristan und Isolde“ wichtiger gewesen als ganz Zürich — da der Kaiser von Brasilien eine „leicht ausführbare Oper“ bestellt hatte; die Aussicht auf Verdienst regte den armen Wagner an . . . Im gleichen Atemzug, da Chamberlain beteuert, Briefe seien die unentbehrlichste Quelle für das Verständnis großer Meister, vergißt er, daß höchst wertvolle Briefe Wagners gerade an Eliza Wille, an Mathilde Wesendonck in Zürich gerichtet sind. Was solches Schweigen ein wenig zu entschuldigen vermag, sind die Übertreibungen jener, die durch persönliche und örtliche Hinweise die Seele des Künstlers und das Wesen seines Werks zu ergründen wähen.

Verkennung Zürichs darf aber nur ablehnen, wer seinerseits sich bemüht, nicht zu übertreiben. Es bedurfte nicht der Herabsetzung anderer Wagner-Orte. Eine Gegenüberstellung Zürichs und Bayreuths war gefährlich und hätte unsern „Ring“- Aufführungen mehr schaden als nützen können. Es wirkte unlogisch, wenn Zeitun- gen und Kritiker, die jahrzehntelang den Bayreuther Festspielen kühl, wenn nicht feindlich gegenüberstanden, nun auf einmal „Bayreuther Besetzung“ in Zürich rüh- men sollten. An und für sich war ja dieses Preisen jetzt verständlich und auch voll berechtigt, wenn wir namentlich an die Herren Lorenz als Siegfried und Zimmer- mann als Mime denken. Daß „Bayreuth“ auch auf einige weitere Gäste, wie die Brünnhilde Paula Buchners aus Stuttgart, ausgedehnt wurde, sei nicht übel- genommen. Immerhin hätte die reklamehafte Unklarheit vermieden werden sollen, die viele Laien glauben machte, alle Abende wiesen jene Besetzung auf, während doch im „Rheingold“ die Bayreuther Gäste sehr zurücktraten und im beliebtesten Werk, der „Walküre“, überhaupt fehlten. Solange die Festspiele dauerten, hätten wir jede Äußerung vermieden, die als Verkennung der überaus dankenswerten Kraftanstrengung des Stadttheaters hätte ausgelegt werden können; wir bemühten uns vielmehr mit Erfolg, dem „Ring“ Zuhörer zu gewinnen. Uns schien es da- mals angebrachter, zahlreichen Festspielfahrern zu sagen, daß sie zwar nicht Bayreuth fänden, aber in Zürich vorläufig sogar eher auf ihre Rechnung kommen könnten. Denn — um nur eines anzudeuten — nicht alle Dirigenten in Bayreuth übertreffen unsern Robert F. Denzler. Neulingen bereitet im Amphitheater des Festspielhauses die Entfernung der sehr weiten Bühne und das im mystischen Abgrund völlig ver- borgene Orchester leicht Enttäuschungen, wie sie vor unserer allen Plätzen nahen Bühne und bei den Fortissimi unseres ungedeckten Orchesters ausbleiben. Heute, da die Zürcher „Ring“-Festspiele erfolgreich abgeschlossen sind, darf nun gesagt wer- den, daß sie, wie einst unter Keucker und Kempfer, zu begeistern vermochten und

den nun von der Unvergleichlichkeit der Werke überzeugten als herrliche Vorbereitung für Bayreuth selbst dienen mögen. Vielleicht ließen sich Zürich und Bayreuth wie Athen und Olympia vergleichen. Dort lebten und schufen die Tragiker, hier wurden ihre Trauerspiele feierlich aufgeführt; Wagners letzte Werke und auch die Festspielidee entstanden in Zürich, Bayreuth aber mußte der Welt erst beweisen, daß richtige Aufführung möglich sei. Der Stil des Gesamtkunstwerks stellt gewaltige Anforderungen. Bayreuths Wirkung beruht aber nicht auf einem Gäste- oder Star-System. Seine Macht liegt vielmehr in der gleichmäßig guten Besetzung auch der kleinen Rollen, in der dramatischen Durchfeilung und im Zusammenspiel, das nur durch wochen-, ja monatelange, einzig diesen Werken gewidmete Proben zu erreichen ist. Diesen Proben haben sich auch die Berühmtesten zu unterwerfen. Volle Entfaltung erlangen auch sie nur im durch keine Werke anderen Stils oder triviale Ablenkungen gestörten Festspielmonat in Bayreuth. Frau Leider und Herr Lorenz in Berlin oder Zürich sind deshalb noch nicht, oder nicht mehr, was sie Mitte Juli bis Mitte August in Bayreuth zu sein vermögen; auch ein Furtwängler, der sonst zwischen Berlin, Wien, Zürich, Paris, Rom, London Gehegte, kam im kleinen, ruhigen Bayreuth zwei Monate zur Besinnung einzig auf wenige Werke Wagners; sogar Generalintendant Tietjen von den Berliner Staatstheatern hat in Bayreuth keinem andern Stil zu leben. So gibt es, statt des Fehlens einer „ausgewogenen Ensembleleistung“, wie es die Kritik der *Stagione italiana* in Zürich fast als Regel vorwirft, in Bayreuth stets das Gegenteil: höchstes harmonisches Zusammenspiel von Drama, Musik und Bild. Für virtuose Spielereien bietet die Kunst Wagners ohnehin keinen Raum — wir überlassen sie gern mit allen Koloraturen den Italienern, für die auch allzu oft gilt: *la — primadonna è mobile*. Wohlwollend tadelnd sagt z. B. Schuh bei Besprechung des „*Othello*“, innerhalb einer überkommenen Konvention sei dem einzelnen Solisten alle Bewegungsfreiheit gewährt, die er je nach Begabung und Temperament zu nutzen sucht. Oder, der Sänger wisse zwar als Jago einen klangschönen Bariton zur Geltung zu bringen — nur sei er eben nicht der Jago, den Verdi dämonische Musik genial gezeichnet habe. Die Aufführung habe im orchestralen Teil alle Merkmale eines summarischen Einstudierungsverfahrens aufgewiesen usw. Ein anderer Kritiker meint, in „*Traviata*“ hätte der Tenor zwar eine bedeutende Stimme gehabt, doch sei er eben fast nur Tenor gewesen und habe die innere Entwicklung des jungen Liebenden nur schwach angedeutet usw. — Das sind schwere Vorwürfe, besonders wenn man längst eingesehen hat, daß die Herren Kritiker über Verdi und eine *Stagione* ebenso gern nur Günstiges berichten würden, wenn immer möglich, wie sie über Wagner nur Ungünstiges brächten, wenn möglich. Daß aber heute noch, ein halbes Jahrhundert nach der Reformation Wagners, sich ausverkaufte Häuser ein paar schönen Tönen zuliebe jede dramatische Unsinnigkeit gefallen lassen, zeigt, wie wenige erst vom Geist echten Stils und wahrer Festspiele etwas ahnen. Glende Libretti werden ernst genommen! — Andererseits wird das ergreifende, selten zu hörende „*Rheingold*“ schwach besucht, weil seine vier Auftritte pausenlos nacheinander gespielt werden. Ohne Pause! also ohne das Schönste für die tiefsinnige Festspielbesucherin. Aber der Kritiker tut so, als ob er diesen Grund nicht ahne, und sucht ihn lieber bei einer angeblich „überintensiven“ Wagnerpflege. Ein anderer behauptet, nur bei guter Besetzung könne der „*Ring*“ ungekürzt aufgeführt werden. Beide vergessen den *Circulus vitiosus*, daß Verständnis nur beim Anhören der ganzen Dichtung möglich ist, Besuchsfreudigkeit aber eben von diesem Verstehen abhängt.

Daß auf dem Hügel der oberfränkischen Stadt auch die Besucher sich vorbereiten und auf Sammlung statt Zerstreuung einzustellen pflegen, das gehört mit zum Festspielgedanken, der ja nur einen Teil der Regenerationslehre Wagners bildet. Es kann nie genug betont werden, daß „*Bayreuth*“ ein Kultur-Ideal bedeutet, das noch der gesunde Nietzsche als „*Morgenweihe am Tage des Kampfes*“ begrüßt hatte. Auf jenem Kulturgeanken beruht nicht zum mindesten Wagners gewaltige

Bedeutung; ihm — oder seinen Entstellungen — gilt aber auch der instinktive Haß, der nie erlosch und der sich heute gegen alles Bayreuthische umso bewußter wendet, seitdem das Dritte Reich sich der Festspiele tatkräftig annimmt. Wagner war kein Politiker, aber er hat politische Wirkungen. Mehrmals durften wir sie hier andeuten. Wir würden darauf nicht zurückkommen, wenn nicht zur Eröffnung der Zürcher Festspiele gerade das in politische Bereiche hinübergezogene Bayreuth in den Vordergrund gestellt worden wäre. Ein in Zürich lebender Enkel Cosima Wagners, Dr. Franz W. Beidler, hielt einen sehr gut besuchten Vortrag über „Zürcher Wagner-Tradition und Festspielgedanke“. Ausgezeichnet, geistreich, fesselnd — wenigstens für jene Besucher, die nicht mitzuhören vermögen, wie zwar leise, aber beständig Nibelungenhaß-Motive und Tarnhelmzauber die Begleitung bildeten. Die ganz persönliche Art der Beziehungen Herrn Beidlers zum Haus Wahnfried, zu Bayreuth und zum heutigen Deutschland verhindert ihn leider, das jetzige Bayreuth selbst zu kennen. Haß gegen Bayreuth und das Reich brach immer wieder durch, wenn auch natürlich nur in der verfeinerten, zivilisierten Form des Intellektuellen, die Wahres mit Zweifelhaftem, Bekanntes mit Vermutetem, Echtes mit Falschem, Objektives mit Subjektivem so zu verquiden weiß, daß eine Entwirrung des unvermerkt zu historischer Quelle werdenden Mythos von Jahr zu Jahr unmöglicher wird. Dr. Beidler war ohne Zweifel prädestiniert, einem Zürcher Publikum Zürich zu rühmen; der warme Beifall fast aller Besucher bewies, daß er den erwünschten Ton anzuschlagen wußte. Wir bedauern, einen jener Harmonie fremden Moll-Akkord anklingen zu müssen. Denn die Erscheinung Wagners ist zu wichtig, als daß sie gerade in unserem lieben Zürich einseitig entstellt werden dürfte. Wagner ist zu vielseitig und tief, als daß er für eine der neuen Ideologien ganz in Anspruch genommen werden könnte. Schon Shaw hat ja ein Buch verfaßt, um nachzuweisen, daß der „Ring“ Kapitalismus und Militarismus verurteile; auch der Zürcher Diebold warf in seiner „Revision des Falles Wagner“ Bayreuth vor, es habe sich von links nach rechts gedreht. Beidler sagt also nur Altes, wenn auch schärfer. Er beschuldigt „Bayreuth“ (womit pietätvoll vor allem nur seine Großmutter Cosima gemeint sein kann), Wagners Gedankengut und Werk verwandelt, verfälscht und entwertet zu haben. — Ein moralischer Vorwurf so schwerer Art, daß er vielleicht die Zuhörer doch eher hätte traurig stimmen sollen. . . . Er ist freilich falsch. Hr. Beidler meinte, das Zürcher Theater brauche nicht wagnerischer zu sein als Wagner; so glauben wir, Dr. Beidler brauche auch nicht schweizerischer zu sein als wir andern Schweizer. Es sei ihm gesagt, daß nicht jeder Schweizer auf 1798 stolz ist; wir wenigstens haben die ständige Anknüpfung an die Französische Revolution satt. Wagner wurde durch „Bayreuth“ keineswegs „auf die andere Seite der Barrikade hinübergezogen“. Seine revolutionären Absichten haben die ganz natürliche Wandlung zur Reife und Verinnerlichung erfahren, Feuerbachs Ausdrucksweise wich einer durch Schopenhauer, Kant, Luther befruchteten Sprache. So wandte sich ja auch unser Gottfried Keller von der jugendlichen Freischärlerei und Jesuitenfresserei ab, schrieb „Martin Salander“ und plante „Arnold Salander“, der ohne Zweifel Herrn Beidler „reaktionär“ erschienen wäre. Und doch ist Keller immer Er selbst geblieben. Auch Schiller wurde nicht von außen „verfälscht“ und „entwertet“, wenn auch sein „Demetrius“ viel weniger volkstümlich spricht als Karl Moor und Schusterle, Schweizer und Berrina. Wie die ihm nah verwandten Dichter stand Wagner über den Barrikaden, umtoßt vom Kampf von links und rechts, umheult von Realisten aller Lager, die meist gar nicht ahnten, worum es diesem großen Idealisten zu tun war: nämlich um ihre Regeneration, ihre innere Umwandlung, um die Scheidung von Sein und Schein in Kunst und Leben.

Hr. Beidler suchte seinen Volksfront-Wagner durch stiefföhnliche Vorwürfe gegen Bayreuth den Zürcher Festspielreunden näher zu bringen. Wohl sei im Festspielhaus die demokratische Überzeugung Wagners dadurch zum Ausdruck gelangt, daß es nur gleichwertige Plätze gebe, ohne Logen; aber auch hier habe man ver-

fälscht, indem eine Fürstengalerie angebaut wurde und die von Wagner gewollte Unentgeltlichkeit nicht zustande gekommen sei. (Vielleicht in Zürich?) Bayreuth sei für eine reiche Oberschicht. Daß Wagners Stipendienfonds vielen Tausenden, auch Ausländern, freien Besuch ermöglichte und sogar Beiträge an Fahrt und Aufenthalt gab, daß ferner die Bevölkerung nicht bloß sehnsüchtig die Auffahrt zum Hügel vom Straßenrand aus ansehen darf, sondern die Werke selbst in Generalproben erlebt — all' das weiß der Enkel Cosimas nicht. Er sähe natürlich in der heutigen weitgehenden Sorge des Reichs, zahllosen Lehrern und Lehrerinnen, Studenten, Musikern den freien Besuch Bayreuths zu gewähren, nur bössartige Propaganda. In Wirklichkeit war und ist es allen wahrhaft Suchenden eher möglich, nach Bayreuth zu gelangen, als zu irgendwelchen andern bedeutenden Festspielen. Wenn Werner Reinhard z. B. von den Florentiner Mai-Festen sagt, sie seien unentbehrlich geblieben, gilt dies sicher von den Bayreuthern. Bereits wird dem heutigen Bayreuth der gegensätzliche Vorwurf nicht erspart, es vergeude Freikarten an ungenügend vorbereitete Volksgenossen. . . .

Der Reiz des Neuen tritt für uns weit hinter der Anziehungskraft des Vollkommenen zurück. Daß Dr. Schuh die Uraufführung von Hindemiths „Mathis der Maler“ als Ereignis allererster Ordnung wertet, ist durchaus begreiflich. Ob aber der „stärkste Widerhall bei der festspielmäßig zusammengesetzten, starken Zugang aus dem Ausland aufweisenden Hörerschaft“ so einheitlich war, entging unserer Erfahrung. Uns wurde mehr von Enttäuschung und verworrenem Eindruck berichtet. Sollte es sich beim Jubel, wie bei Eva vor Hans Sachs, wohl „nur um die Kunst“ allein gehandelt haben?

Wohl war Zürich ein „Ahl“ und möge es bleiben. Aber es werde nicht zum Ablagerungsplatz internationaler Gehässigkeiten. Wer allzu gerührt die „freie Atmosphäre“ und die „demokratische Umwelt“ der schweizerischen Zufluchtstätte Wagners rühmt, vergesse immerhin nicht, daß die Familie Wesendonck durch den Tonhallekrawall 1871 aus der für bestimmte Kreise allzufreien Atmosphäre vertrieben wurde.

Es ist müßig, zu fragen, inwieweit Richard Wagner heute seine nationalen wie sozialen Ideale im Dritten Reich anerkennen würde. Uns scheint aber vom Meister über Cosima zu Winifred und dem jetzt bereits stark und glücklich in Bayreuth mitwirkenden Wieland Wagner eine gerade Linie zu führen. Wieland und seine drei Geschwister stellen sich bejahend zu Bayreuth ein. Wohl diesen vier Enkeln! Hr. Beidler erkennt seine Aufgabe in unterwühlenden Angriffen. Weh ihm, wenn er ein Enkel ist! Wer sollte denn Wagners Gedankengut verfälscht haben? Cosima? Chamberlain? Oder wohl gar der jetzt 90jährig verstorbene Freiherr Hans von Wolzogen, der Eckermann Wagners, den dieser zur Leitung seiner Zeitschrift berufen hatte, von der der Treue 61 Jahrgänge herausgab? ¹⁾ Wo andere Schatten und Mängel sahen, erkannte von Wolzogen stets nur Lichtes. Selbst eines unlauteren oder gehässigen Gedankens unfähig, sah er auch bei andern nur Ideales. Gralsritter Hans von Wolzogen — der ursprünglich als Spott gemeinte Beinamen blieb sein Ehrentitel — hat das geistige, kulturelle Bayreuth beeinflusst, indem er die Richtung auf's Ethische vertiefte. Er ließ mit Vorliebe auch deutsche Glaubensstreiter in seinen „Bayreuther Blättern“ zu Worte kommen, wie Stöcker, von Bodelschwingh. Ihm allein ist die Überlieferung bestimmter Aussprüche Wagners zu verdanken, wie etwa jene Unterscheidung Christi von andern Religionsstiftern: „Alle andern brauchen des Heilands, Er ist der Heiland!“ — Die Herren Doktoren Beidler und Schuh lächeln? — Ja, der Zusammenhang solcher Sätze mit einem Festspielbericht erschließt sich freilich nur jenen, die Wagner nicht bloß kennen, sondern ihn lieben und ernst nehmen.

¹⁾ Kurze Nachrufe in der N. Z. Z. vom 7. Juni und im „Kleinen Bund“. Man vergl. auch „N. Basler Z.“ vom 9. Juni.

Zürichs Theater hat Großes geleistet. Wir danken ihm. Möge es seinen Ruhm nicht durch gehässige Vergleiche und Angriffe mindern, sondern — stolz auf seine Tradition — in Bayreuth nicht Gegensätzliches sehen, vielmehr Streben nach Erfüllung gemeinsamer Überlieferung und stets größerer Vollendung kulturell wichtiger Festspiele. Je trüber die Zeit, desto mehr brauchen wir Athen und Olympia. Einmal lösen sich Dissonanzen in Harmonie.

Karl Alfons Meyer.

Schmeling.

Mit Genugtuung haben wir gelesen, daß der deutsche Weltmeister im Bogen beim ersten Schlage seines Gegners, des Negers Louis, zu Boden gestreckt worden ist, denn es gereicht Deutschland nicht zum Ruhm, auf diesem Gebiet vor anderen emporzuragen. Wir können nämlich den Glauben nicht aufgeben, daß dem deutschen Volk von einer höheren Weltordnung andere Aufgaben zugewiesen sind, als Männer zu stellen, die es am besten verstehen, einem Mitmenschen mit der Faust ein Auge aus- und die Nase einzuschlagen oder einen Nierenriß beizubringen. Daß man sich in Amerika zu solchen bestialischen Schaustellungen am meisten zudrängt, spricht nicht für die Berufung dieses Landes, wegen Verletzung von Humanität oder Kultur höchste Töne der Entrüstung von sich zu geben.

Gd. Bn.

Bücher Rundschau

Heereskunde der Schweiz.

Oberstlt. Karl Brunner: Heereskunde der Schweiz. Schulthess & Co., Zürich 1938.

Wer sich mit Fragen unserer Heeresorganisation befaßt, oder gezwungen ist, Auskunft über unsere militärischen Einrichtungen zu geben, befand sich seit einer Reihe von Jahren in der peinlichen Lage, kein umfassendes Nachschlagewerk zur Hand zu haben, das ihm hätte als Ratgeber zur Seite stehen können. An tausend Orten war er gezwungen, das Gesuchte mühsam zusammenzutragen. Und so mag es manchem, trotz eifriger Bemühens, nicht immer gelungen sein, im unübersichtlichen Dickicht des Militäramtsblattes und der eidg. Gesetzesammlung das Gewünschte zu finden. Der Erlaß einer neuen Truppenordnung und die schrittweise Anpassung unserer Wehreinrichtungen an die Erfordernisse einer neuen Zeit konnten diesen Uebelstand nur vermehren. So wird ein jeder, der sich für unser Heer und seine Einrichtungen interessiert, die vorliegende „systematische Darstellung und Handbuch des Heeres der schweizerischen Eidgenossenschaft“ freudig begrüßen.

Der behandelte Stoff ist von nicht alltäglichem Ausmaß. Es bedurfte einer großen Liebe zur Sache und völliger Beherrschung der Materie, um den Inhalt einem weitem Leserkreise übersichtlich und leicht faßlich darzustellen. Denn Brunners Werk wendet sich nicht ausschließlich an den Offizier. Es wurde für jeden Schweizerbürger geschrieben. Wer im übrigen irgend eine Frage herausgreift, hat es, zu Folge der in den Anmerkungen zitierten gesetzlichen Bestimmungen, in der Hand, ihr noch eingehender nachzugehen, als selbst ein Handbuch es erlaubt. Wir zweifeln jedoch nicht, daß der Leser in den allermeisten Fällen im Text schon seinen Wissensdrang wird stillen können. Zum Beweis mag eine kurze Inhaltsübersicht folgen.

Das Werk beginnt mit der Behandlung des staatsrechtlichen Aufbaus des Heeres.

Das folgende Kapitel hat die Wehrpflicht zum Gegenstand. Der Paragraph über die Aushebung der Wehrpflichtigen wird vor allem auch den jungen Schweizerbürger interessieren. Der der Armee ferner Stehende wird aus ihm er-